

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 37 (1961-1962)
Heft: 7

Artikel: Die Flucht ins Abenteuer : sechs Jahre auf hoher See
Autor: Isler, Arnold
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073937>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

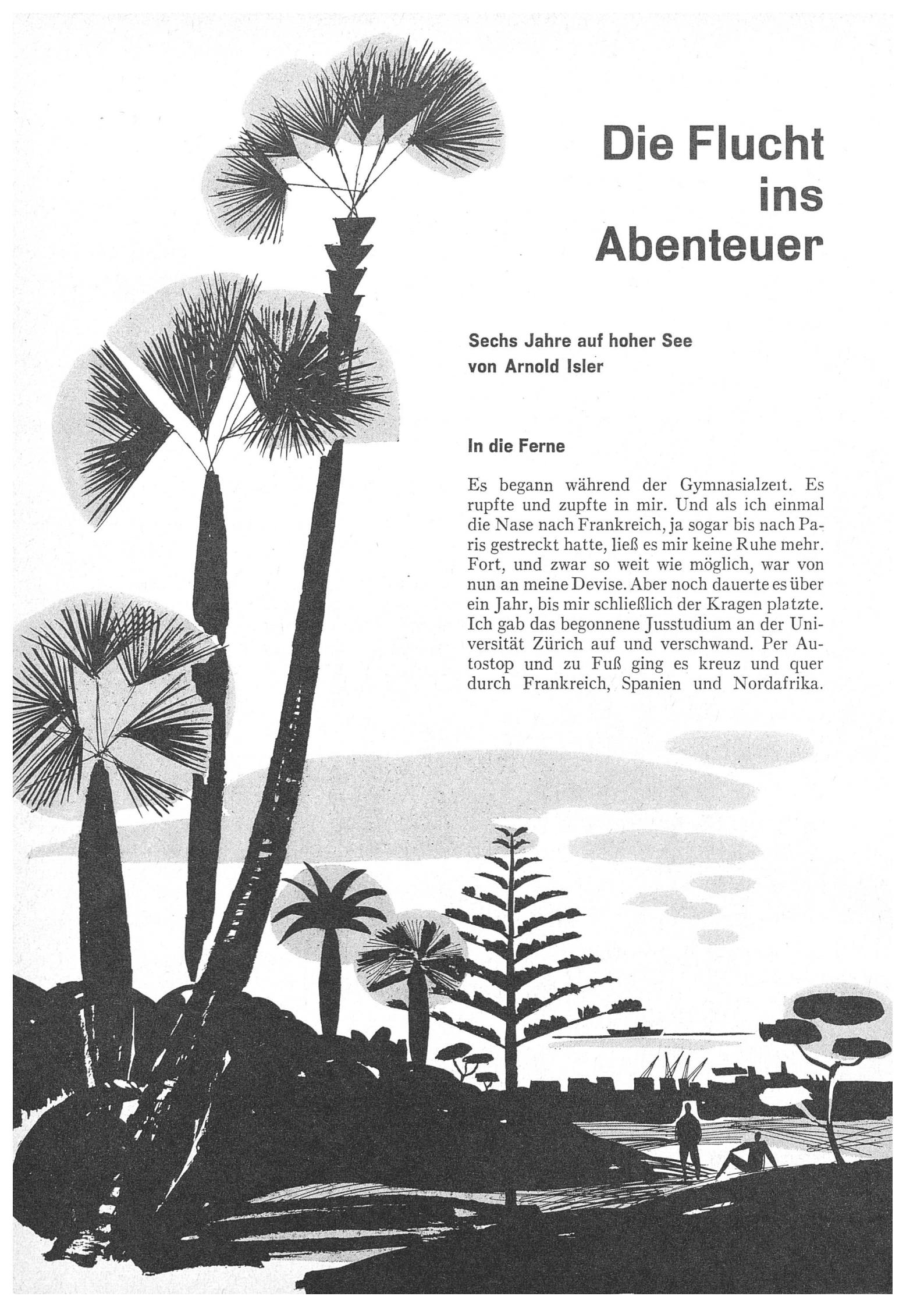
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Flucht ins Abenteuer

Sechs Jahre auf hoher See
von Arnold Isler

In die Ferne

Es begann während der Gymnasialzeit. Es rupfte und zupfte in mir. Und als ich einmal die Nase nach Frankreich, ja sogar bis nach Paris gestreckt hatte, ließ es mir keine Ruhe mehr. Fort, und zwar so weit wie möglich, war von nun an meine Devise. Aber noch dauerte es über ein Jahr, bis mir schließlich der Kragen platzte. Ich gab das begonnene Jusstudium an der Universität Zürich auf und verschwand. Per Autostop und zu Fuß ging es kreuz und quer durch Frankreich, Spanien und Nordafrika.

Auf den Kanarischen Inseln blieb ich zwei Monate lang sitzen. Jeden Tag verbrachte ich im Hafen von Las Palmas und versuchte auf einem der vielen Schiffe wegzukommen, die täglich dort anlegten. Aber es war nichts zu machen.

Unter Mithilfe der spanischen Polizei gelangte ich wieder auf das Festland zurück und nach langen Irrfahrten durch Europa, sah ich endlich in Antwerpen meinen innigsten Wunsch in Erfüllung gehen, ich konnte als Meßboy auf ein Schiff anheuern, das nach Westindien fuhr. Die erste Überfahrt bestand eigentlich nur aus Träumen und es fällt mir sogar heute noch schwer, mich an Einzelheiten zu erinnern. Namen wie Haiti, Kuba, Jamaica und so weiter, hatten mich völlig verwirrt. Ich erwartete weiß der Teufel was zu sehen und zu erleben.

Nun, ich habe es gesehen. Bald einmal wurden die anfangs schönen, lockenden Sachen alltäglich, und damit begann immer mehr der Wunsch in mir wach zu werden, ein Zuhause zu haben. Immerhin dauerte es volle sechs Jahre, bis ich mich wieder an Land niederließ. Von diesen sechs Jahren will ich nun ein paar Erinnerungen auffrischen.

Stolz lieb ich den Kubaner

Im März 1958 stöhnte das kubanische Volk noch unter der Fuchtel des Diktators Battista. Mit diesem Satz würde man wohl im heutigen Kuba einen Bericht über die damalige Zeit beginnen. Allerdings merkte man zu jener Zeit nicht viel von besagter Fuchtel. Im Gegenteil, die Kubaner tobten abends mit uns Seeleuten in den Straßen herum und alles war sozusagen Jubel, Trubel und Heiterkeit. Wir lagen damals mit dem MS «Carona», einem kleinen Frachter der Schweizerischen Reederei Basel, in Cardenas, einem Städtchen an der Nordküste Kubas. Bis nach Habana waren es ungefähr hundertundfünfzig Kilometer, und da wir etliche Tage blieben, um Zucker zu laden, machten sich einige von uns auf, die herrliche Stadt zu besuchen. Ich selbst zog es vor, erst einmal den Ort kennen zu lernen, wo wir waren, denn die Erfahrung hatte mir gezeigt, daß Riesenstädte im Wesentlichen einander gleichen wie zwei Hühnereier. Vor allem das, was mich am meisten interessiert, das Wesen Mensch, zeigt in allen Weltstädten die gleichen Merkmale. Will man ursprüngliche, un-

verdorbene Typen antreffen, so muß man in möglichst kleine Dörfchen gehen; und selbst dort ist man oft gezwungen, lange Umschau zu halten, bis einem ein Mensch begegnet, der nicht Theater spielt und sich so gibt, wie er ist.

Kurz und gut: ich blieb in Cardenas und benützte die freien Abende dazu, mich im Städtchen herum zu treiben. Da in den Tropen ein – wie allgemein bekannt – sehr durstiges Klima herrscht, war es nur natürlich, daß ich bald mit dem kubanischen Wundergetränk, dem weißen Baccardi-Rum, Freundschaft schloß. Da ich spanisch spreche und mir der Rum schnell die sonst echt schweizerisch verhängte Zunge gelöst hatte, bildete sich in jeder Bar ein Kreis Kubaner um mich und ein Palaver ging los, das durch die halbe Stadt zu hören war. Wir diskutierten und banden einander Märchen auf. Besonders bei den Einheimischen brannte die rumgeheizte Phantasie bald einmal durch, und es wurden haarsträubende Geschichten aufgetischt. Einzig wenn das Gespräch auf Politik kam, dämpften sich die Stimmen und wenn einer gar eine der Castro-Heldentaten zum besten gab, so ging das sonst sehr laute Geschrei in einen kaum hörbaren Flüsterton über. Bald aber wuchsen die Gespräche wieder zu Orkanstärke an und man wollte von mir Komplimente hören. Ich sollte ihnen zugestehen, daß sie das schönste Land besäßen, die freundlichsten Leute und ganz einfach das Non plus Ultra der Welt seien. Und ich gestand es ihnen zu, denn der auf ihrem Lande gebaute Zucker ergab einen herrlichen Rum, die Menschen um mich waren tatsächlich freundlich und da mein rumisiertes Gehirn nur noch Himmelsrhapsodien hörte, so bestätigte ich ihnen sogar, daß ihre unschöne, schwer verständliche spanische Sprache etwas vom Feinsten sei, was man auf dieser Welt hören könne.

Aus einer der genannten Himmelsrhapsodien wurde ich abrupt geweckt, und zwar durch eine unheimliche Stille. Ich befand mich ziemlich weit außerhalb der Stadt allein auf freiem Felde. Wie ich hier hinaus gekommen war, wußte ich nicht. Ich betastete mich von oben bis unten. Aber alles schien noch heil zu sein. Auch Geld hatte ich noch auf mir. Ich mußte deshalb annehmen, daß ich etwas zu viel Rum zu mir genommen und mich auf dem Rückweg zum Schiff verlaufen hatte. Müde begann ich in Richtung der Stadtlichter zu marschieren. Ich hatte aber nicht lange zu gehen, denn an meiner Seite tauchte plötzlich ein Radfahrer

auf. Ich hielt ihn an und fragte, ob er mich auf seinem Velo in den Hafen bringen könnte. Ich hätte mich verirrt und wäre deshalb sehr froh, wenn er mir den gewünschten Dienst leiste. Der junge Bursche sagte zu und fuhr mich in rassigem Tempo bis vor das Schiff. Dort angelangt, gab ich dem Burschen einen halben Dollar. Der aber war damit nicht zufrieden. Er müsste einen ganzen Dollar haben, meinte er.

«Hör zu», sagte ich darauf, «wer bist du?

Bist du ein Gringo (Schimpfname für die Amerikaner), ein Europäer oder sogar ein Chines?»

«No señor, soy cubano», antwortete er.

«Hombre, du willst ein Kabaner sein», fuhr ich fort, «ein freier, mutiger Kabaner; und schämst dich nicht, von einem fremden Seemann viel mehr Geld zu verlangen, als der Dienst wert ist, den du ihm geleistet hast. So mögen vielleicht Deutsche, Amerikaner, Eng-

Vielerlei Sorten

von Aaron bis Zorten

In einem Zweitklassabteil des Schnellzuges Olten-Basel konnte ich mich, allein mit einem kleinen, emsigen, redseligen Berner Bauern aus dem Emmental, dem Gespräch nicht entziehen. Ja, seit einiger Zeit fehle ihm immer etwas. Nicht finanziell. Da gehe es ihm seit mehreren Jahren im Gegenteil sehr gut. Aber dieses Kopfweh! Er sei nun schon bei sieben Doktoren gewesen und in drei Spitälern, und niemand finde heraus, was es sei. Es plage ihn zwar nicht immer, aber wenn anderes Wetter komme, sei es nicht mehr zum Aushalten.

Nun habe er die Adresse eines «Doktors» im Baselbiet. Der könne helfen; der Bingeli sei durch ihn völlig vom Krebs geheilt worden. Die Ärzte hätten ihn schon aufgegeben gehabt. Wie lange er denn diesen Krebs schon gehabt habe, wagte ich in das bis dahin völlig einseitige Gespräch einzuwerfen. – Ja, deich so etwa 1 bis 2 Jahre. Wie er denn wissen könne, daß jener geheilt sei?

Ja eben, das sei natürlich hier die Frage. Man wisse ja wäger nicht, wie es sei mit diesen Wunderärzten. Kürzlich sei auch im Fernsehen gezeigt worden, wie leicht die Leute hier auf falsche Propheten hereinfallen. Aber er sei nicht leichtgläubig. Er werde schon vorsichtig sein. Er habe das Neue Testament mitgenommen. Hier, in der linken Brusttasche, das werde doch wohl sein Herz schützen vor dem bösen Blick des Wunderdoktors. Und er zog tatsächlich das Evangelium heraus. Er merkte aber, daß er mich nicht ganz überzeugt hatte. Ob er wieder umkehren solle, oder ob ich nicht mit ihm kommen wolle. Er wollte gar nicht akzeptieren, daß ich in Basel eine Verabredung hatte und ihn so allein in die Küche des Teufels ließ, von dem er sich Linderung versprach. Er ist aber sicher doch hingegangen.

Der Anteil der Bauernschaft an der Bevölkerung ist seit hundert Jahren auf einen kleinen Bruchteil gesunken. Noch immer finden wir in ihr aber all die Typen von damals – trotz Wohlstand und Technik. So im Emmental – wie zu Gotthelfs Zeiten – neben prächtigen Bauerngestalten vielerlei Sorten churliger Figuren. Hie und da sind in einer Person zugleich das Heimelige

und das Unheimliche, das Wehleidige und das Tapfere, rührendes Vertrauen und pfiffiges Mißtrauen, aufgeklärte Tüchtigkeit und finsterster Aberglaube in stärkster Ausprägung vorhanden! Dem kann wohl keiner eine Kuh auch nur um 10 Franken zu teuer verkaufen, und doch gibt er Hunderte den Wichtermännern.

L. H. in N.



länder, oder weiß der Teufel wer, handeln, aber niemals ein Kubaner.»

Darauf drehte ich mich um und tat so, als ob ich auf das Schiff gehen wollte. Der schwer beleidigte Bursche hielt mich aber am Arm fest. Aufrecht stand er vor mir und sah mir in die Augen. Dann legte er die rechte Hand auf sein Herz und sagte:

«Du hast recht. Wenn alle Menschen schlecht sind, ein Kubaner ist es nie. Und ich *bin* Cubanero.»

Sprach's, drückte mir den halben Dollar, den ich ihm gegeben hatte, wieder in die Hand und radelte erhobenen Hauptes dem Hafenausgang zu.

Der Haussa-Mann

In der nigerianischen Hafenstadt Lagos, der Kapitale des ungefähr vor Jahresfrist frei gewordenen Landes, kamen täglich Händler an Bord der Schiffe, um ihre Waren zu verkaufen. Holzschnitzereien, Tücher, Decken, Elfenbeinschalen und viel anderes mehr wurde in harten Wortgefechten auf akzeptable und bezahlbare Preise heruntergemarktet.

Unter den vielen Händlern fiel mir einer immer wieder auf, der sich stets von den andern abgesondert hielt. Er trug eine uralte, zerlumpte Eingeborenentracht, die vor Schmutz starrte und sein ganzes Wesen erregte Mitleid. Anscheinend machte er sehr schlechte Geschäfte. Er verstand nicht, seine Ware möglichst teuer an den Mann zu bringen. Beim Feilschen gab er schnell mit dem Preis nach, als ob er den weißen «Massa» nicht beleidigen wollte. Es wunderte mich, wer dieser Außenseiter sei, und so fragte ich ihn eines Tages, warum er immer abseits stehe und sich mit den andern Arbeitskollegen nicht einließe. Ob er denn als Einzelgänger keine Schwierigkeiten habe? In leidlich gutem Englisch antwortete er mir. Er sprach ruhig und leise, nicht laut drauf los schnatternd wie die meisten andern Neger.

«Siehst du», sagte mir Slim, so hieß der schüchterne Händler, «ich bin eben ein Haussa. Ich komme aus dem Norden. Die andern Händler aber sind Ibo- oder Jöruba-Leute aus dem Süden des Landes. Die Südländer sind aber viel dümmer als wir, und deshalb fürchten sie uns. Natürlich sind mir alle Händler hier im Hafen feindlich gesinnt, da ich ihnen aber dank meines gescheiterten Kopfes schon oft aus

der Patsche geholfen habe, lassen sie mich in Ruhe.»

Die stille, besonnene Art des Haussa-Mannes gefiel mir. Auch die Begründung seines Alleinganges leuchtete mir ein, und da ich unter den Waren, die er feil bot einen sehr schön geschnitzten Kopf einer Negergöttin sah, wollte ich ihm eine Freude machen und kaufte den erwähnten Kopf, obwohl ich schon zur Genüge mit derartigen Sachen eingedeckt war. Slim verlangte nur zwei Pfund für die Schnitzerei, während andere für ähnliche Sachen fünf Pfund und mehr anzusagen pflegten. Ich erstand also den Kopf, bezahlte die zwei Pfund und gab dem netten Kerl noch eine Flasche Bier obendrein. Wir schüttelten uns die Hände, einer wünschte dem andern alles Gute und dann trennten wir uns als «good friends».

Einige Tage später besuchten ein paar Kollegen und ich ein Dancing, in dem ein für afrikanische Verhältnisse recht gutes Orchester zum Tanz aufspielte. Wir setzten uns an einen Tisch, bestellten ein paar Flaschen Bier und sahen dem munteren Treiben auf der Tanzfläche zu. Plötzlich schoß, wie von einer Tarantel gestochen, der Zimmermann in die Höhe. «Mensch», schrie er, «das ist ja Slim!» Und tatsächlich, quer durch das Lokal kam, in einen eleganten europäischen Anzug gekleidet, unser trauriger, zerlumperter Slim. Anscheinend kannte man ihn gut hier, denn er grüßte lächelnd nach links und rechts. Auch wir wurden mit einem gnädigen Kopfnicken bedacht. An einem der Nachbartische ließ er sich nieder, bestellte Whisky und holte sich eines der bestgewachsenen und wohl auch teuersten Negermädchen an den Tisch. Dann hob er sein Glas und prostete uns grinsend zu.

Von da an sahen wir Slim nie mehr an Bord. Allerdings hatte er, wie wir erst später erfuhren, trotzdem sein festes Einkommen auf unserem Schiff, denn alle die «dummen Ibo- und Jörubaleute» arbeiteten für Slim und stammten natürlich genau wie er aus dem Haussastamme.

Den Riß, der sich quer durch die Verzierung meiner vermeintlich billig erworbenen Holzgöttin zog, bemerkte ich erst, als wir schon wieder auf hoher See waren.

Der blinde Passagier

Der Bootsman entdeckte ihn einen Tag nach Auslauf im Masthaus auf dem Vorschiff. Er

zerrte den schmächtigen Burschen ans Tageslicht und brachte ihn zum Kapitän. Natürlich besaß der «Blinde» weder Papiere noch sonst irgend etwas. Er behauptete, aus Ecuador zu stammen und Emilio zu heißen. Einen Nachnamen habe er nicht.

Emilio wurde bei den Decksjungen einquartiert. Er aß mit den Matrosen zusammen und hatte, wohl das Schwerste für ihn, den ganzen Tag an Deck zu arbeiten. Abends saß er bei uns, trank ein Bier mit und erzählte seine Geschichte; die Geschichte eines Vagabunden, den es wieder und wieder fortzieht im Glauben, anderswo sei die Welt besser und das Leben angenehmer. Zuletzt hatte sich der siebzehnjährige Bengel in den kolumbianischen Häfen herumgetrieben. Er hatte auf den Schiffen gebettelt, Fremdenführer gespielt und vor allem immer wieder versucht, auf einem Schiff wegzukommen. Aber bis jetzt hatten sie ihn jedesmal erwischt und wieder an Land gesetzt.

In Barranquilla, dem größten kolumbianischen Atlantikhafen, hatte sich Emilio an Bord geschlichen. Trotz vieler Zwischenstationen war er in Hamburg immer noch auf dem Schiff. In den meisten Häfen holte ihn die Polizei, sperrte ihn ein und brachte ihn kurz vor Ausfahrt wieder zurück. Bloß die haitianische Polizei fand, allzu viel Arbeit sei ungesund und ließ ihn an Bord. Als der Zimmerman ihn zum Mittagessen holen wollte, war Emilio verschwunden. Der Kapitän alarmierte die Polizei, da das Verschwinden eines blinden Passagiers das Schiff sehr teuer zu stehen kommt. Die Polizisten entdeckten Emilio, als er sich gerade von den Strapazen seiner Flucht auf einer Bank ausruhen wollte. Gefesselt brachten sie ihn an Bord. Emilio zuckte bedauernd die Schultern, schaute uns, die wir alle zu seinem Empfang an Deck versammelt waren, mit einem gottergebenen Blick an und meinte, sich in das Unvermeidliche fügend: «Mala suerte, señores, siempre mala suerte.»

Langsam bekamen wir den kaffeebraunen Kerl lieb. Mehr als einmal bezahlten wir ihm ein paar Flaschen Bier zuviel. Emilio wurde dann gesprächig. Er erzählte vom wunderschönen Ecuador oder berichtete von Bogotá, der größten Stadt der Welt, wie er steif und fest behauptete. Wir erzählten ihm von Hamburg, von den Mädchen auf der Reeperbahn, von der Größe des Hamburger Hafens, sodaß Emilio schließlich begeistert ausrief: «Carramba, amigos, ich werde in Hamburg bleiben!»

Aber Emilio blieb nicht in Hamburg. Den Versuch dazu unternahm er zwar. Die Hafenpolizei hatte ihn an Bord gelassen. Tagsüber saß er, mit Handschellen an einen Stuhl gefesselt, an Deck, und nachts wurde er eingeschlossen. Eines Abends hatte unser Bootsmann den «Blinden» gefüttert und fein säuberlich wieder eingeriegelt und war, wie es sich in Hamburg für einen Seemann geziemt, an Land gegangen. Gegen Mitternacht sah plötzlich der zweite Offizier, der Bordwache schob, ein dunkles Etwas auf den Bahnschwellen über die Pier huschen. Aufs Geratewohl schrie er: «He, amigo!» Das dunkle Etwas blieb stehen, schaute sich um und begann, der Pier entlang zu rasen. Der Zweite trillerte auf seiner Signalpfeife, hetzte dem Ausreißer nach, fiel um und brach sich den Arm; worüber wir uns alle freuten, denn er war ein fürchterlicher Stinkkerl, unser zweiter Offizier. Hafenarbeiter brachten Emilio zurück. «Mala suerte», sagte er bloß und schüttelte resigniert den Kopf.

Wie es möglich war, daß er ausreißen konnte, hatte uns Emilio nie erzählt. Aber ich vermute, daß einer der damals Abmusternden den Südamerikaner freigelassen hatte, um dem nicht sehr heiß geliebten Kapitän eins auszuwischen; denn letztlich war der Alte für den halbschwarzen «Gast» verantwortlich.

Der Kapitän versuchte alles, aber Emilio war legal nicht von Bord zu bringen. Die Deutschen wollten ihn nicht, die Holländer sagten nein, die Belgier zeigten auch kein Interesse und drüben dachten nicht einmal die Venezolaner daran, für ihre Erdölfelder eine billige Arbeitskraft zu ergattern.

Drei Monate hatten wir den blinden Passagier an Bord. Schließlich aber dampften wir Santa Martha zu, unserem ersten kolumbianischen Hafen. Da Emilio in Kolumbien eingestiegen war, meldeten wir ihn den Hafenbehörden nicht, sondern ließen ihn frei herumgehen und bedeuteten ihm, daß es an der Zeit wäre, zu verschwinden. Dies tat er denn auch. Gegen Mittag sahen wir ihn, angetan mit einer Offiziersuniform, die er einmal vom ersten Steuermann bekommen hatte, über den Gangway marschieren. Daß keine Litzen mehr an der Uniform waren, störte Emilio wenig. Stolz schritt er über die Holzpiere, grüßte Polizisten und Zöllner durch Handanlegen an die Mütze und verschwand hinter den Schuppen.

Eine Woche später lagen wir wiederum in Barranquilla. Am Abend ging ich an Land.

Außerhalb des Hafens tauchte eine zerlumpte Gestalt neben mir auf, faßte mich am Ärmel und flüsterte: «Steward, quieres una señorita?» Es war Emilio. Die Uniform hatte er bereits verschachert und das Geld durchgelassen. In einer Kneipe bezahlte ich ihm einen «Cuba libre», ein Mischgetränk von Rum und Coca-Cola. Wir schwatzten ein bißchen miteinander. Mich interessierte vor allem, was er nun zu tun gedenke.

«Na ja», sagte er und grinste, «das ist ganz

einfach. Nun warte ich eben wieder auf ein Schiff.»

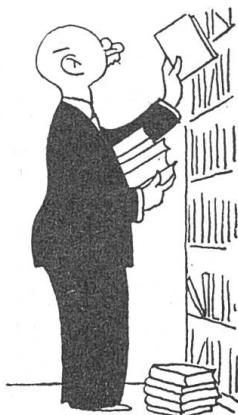
Glück muss man haben

Während vier Jahren meiner Seefahrtszeit arbeitete ich als Chief-Steward auf verschiedenen Schiffen. Die verantwortungsvollste und gefährlichste Arbeit eines Chief-Stewards ist die

Der kleine Familienfilm



Sagt, er wolle Bücher-
gestell aufräumen.
Bücher stünden alle
durcheinander.



Nimmt von den oberen
Gestellen die Bücher,
die unten hingehören,
von den unteren
Gestellen die Bücher,
die oben hingehören.



Türmt sie am Boden
auf und beginnt in
einem ihm unbekann-
ten Kriminalroman zu
blättern. Legt ihn auf
die Seite.



Stellt Bücher vom
Boden in die Gestelle
zurück, etwas wirr, so
dass einige, die unten
hingehören, nach oben
kommen.



Weiss von etlichen
Büchern nicht, wo sie
hingehören. Legt sie
auf die Seite.



Stösst auf einige
Bücher, die er von
Freunden entlehnt hat.
Legt sie auf die Seite,
um sie zurückzugeben.



Langsam häufen sich
die auf die Seite ge-
legten Bücher an.
Wird sich bewusst,
dass das Büchersor-
tieren eine Tages-
arbeit wäre.



Stellt sie in wahllosem
Durcheinander zurück
und verzieht sich mit
dem Kriminalroman in
sein Studierzimmer.

mit dem Zoll. Es ist nicht leicht, dabei gewissen Versuchungen zu widerstehen. Dies trifft vor allem für viele Tropenländer zu, wo die Zöllner zugleich die besten und größten Schmuggler sind. Auf ein unbedachtes Wort hin können sie allerdings den Spieß umdrehen und aus Gesetzbrechern zu pedantischen Hütern der gleichen Gesetze werden. Wie gefährlich manchmal die Zusammenarbeit mit dem Zoll sein kann, soll die folgende Geschichte zeigen.

Um die Mittagszeit liefen wir in La Guaira ein. Dieses, zwischen steile Felsen und dem Meer eingeklemmte Städtchen, ist der Hafen der venezolanischen Hauptstadt Caracas. Als erster kam wie üblich der Hafenarzt an Bord, der, nach Konsultation der Mannschaftsliste und der Impfkarten, das Schiff freigab. Nach ihm kamen die Emigrationsbeamten und die Zöllner. Diesmal waren es vier Mann, die sich um meinen Zollocker interessierten. Zuerst kontrollierten sie das sogenannte «Storemanifest», auf dem ich die genauen Mengen an Spirituosen und Tabakwaren angegeben hatte, die sich an Bord befanden. Dann ging ich mit ihnen in den Provintraum, wo sich auch der Zollocker befand. Dort zählten sie vor allem die Zigaretten und den Whisky genau nach und verglichen das Ergebnis mit dem, was auf dem Storemanifest stand. Die Zahlen stimmten überein und mir fiel ein Stein vom Herzen, denn leicht könnte man sich einmal verzählen und das käme bestimmt verflucht teuer. Wie gewöhnlich kauften die Zollbeamten eine Kiste Whisky, ließen sich ein paar Stangen «Lucky Strike» schenken und versiegelten den Loker kunstgerecht. Dann gingen zwei wieder von Bord, während die anderen zwei in eine Passagierkabine einquartiert wurden, da sie abwechselnd am Fallreep Wache zu gehen hatten.

Wir hatten Glück, denn es waren zwei recht nette Kerle, die man uns zurückgelassen hatte. Sie sahen und hörten nichts und nach einigen Flaschen Bier verrieten sie uns sogar, daß morgen bestimmt die «schwarze Gang» käme. Wir sollten deshalb zusehen, daß bis dahin alles verschwunden sei, was wir schmuggeln wollten.

Ich muß hier eine kurze Erklärung einschieben. Die «schwarze Gang» ist eine Gruppe von Zollbeamten, die das Schiff von vorn bis hinten durchsucht. Und wehe dem Besitzer von zollfreien Waren, die er nicht angegeben hat. Die Bußen sind meistens so, daß dem Betref-

fenden für eine schöne Zeit die ganze Schmugglei zum Halse heraus hängt.

Am nächsten Morgen erschien tatsächlich die Zollkontrolle. Die beiden wachhabenden Zöllner erklärten aber, daß auf dem Schiff bestimmt nichts passiere. Die Kontrolleure ließen denn auch fünf gerade sein und schauten nur sehr oberflächlich nach. Nach kurzer Zeit verließen sie das Schiff wieder. Wir atmeten auf, denn gar so unschuldig, wie uns die beiden Bordzöllner geschildert hatten, waren wir doch nicht. Den zwei Wächtern brachte ihre menschenfreundliche Aussage nebst unserer Sympathie etliche Packungen Zigaretten und manche Gratisflasche Bier ein. Das Vertrauen war hergestellt, da ich gern spanisch spreche, setzte ich mich zu den beiden in die Offiziersmesse und bis gegen Morgengrauen tranken und politisierten wir. Die Stimmung wurde immer fröhlicher und ausgelassener, aber als mich der eine Zöllner fragte, ob ich ihm nicht eine Kiste Whisky verkaufen könnte, stutzte ich dennoch. Ich sagte ihm, daß ich nichts draußen hätte und auf keinen Fall die Siegel brechen würde.

«Amigo», sagte er darauf, «du brauchst keine Angst zu haben. Die schwarze Gang war ja bereits da, und die kommen nie ein zweites Mal; besonders, da wir ihnen erzählt haben, bei euch sei alles in Ordnung. Ich gebe dir vier Dollar für die Flasche.»

Das war allerdings ein sehr schönes Angebot, denn normalerweise bezahlten die Zöllner nur drei Dollar. Ich hatte auch noch nie erlebt, daß die schwarze Gang ein zweites Mal auf das gleiche Schiff kam. Kurz, es war sehr verlockend, denn wer verdient nicht gern gefahrlos ein paar Franken? Die beiden sprachen immer mehr auf mich ein. Sie boten mir sogar fünf Dollar. Außerdem sagte mir der eine, daß sie die Kiste erst im letzten Moment haben wollten, wenn das Schiff klar sei zum Ausfahren. In den letzten fünf Minuten käme bestimmt niemand mehr an Bord. Ich sagte den beiden schließlich zu.

Welcher Glücksstern mich leitete, weiß ich nicht. Aber am andern Morgen schien mir die Sache nicht ganz geheuer, und obwohl ich nicht gern ein Versprechen breche, gab ich ihnen den Whisky nicht.

Gegen Mittag war das Schiff fertig. Der Lotse kam an Bord, die Abfertigung erschien und die Matrosen machten sich schon daran, das Fallreep hochzuziehen, als auf der Pier ein Auto vorfuhr, aus dem zwei hohe Zollbeamte

stiegen. Die Beamten kamen zu mir und wollten die Siegel sehen. Ich ging mit ihnen in den Provinzraum. Sie überprüften den gesamten Locker. Aber die Siegel waren in Ordnung. Unverschämt grinsten mich die beiden schließlich an und einer meinte: «Schade amigo, daß wir dich nicht erwischt haben». Dann verschwanden sie wieder und wir liefen aus. Aber noch ziemlich lange mußte mir die frische Seeluft um die Ohren wehen, bis ich mich von meinem Schreck erholt hatte.

Die Schiffbrüchigen

Heiß brannte die Mittagssonne auf das Eisendeck des MS «Maloja». Aus Monrovia kommend dampften wir Rotterdam zu, um dort einen Teil unserer Holzladung zu löschen. Vor ein paar Stunden hatten wir Dakar passiert. Die See war ziemlich rauh. Schlapp von der Sonne und dem reichlichen Essen lagen wir in der Matrosenmesse. Um ein Uhr sollte die verfluchte Arbeit wieder beginnen. Aber keiner hatte Lust, irgend etwas zu tun. Alle dösten wir vor uns hin, als plötzlich die Stimme des Bäckers uns hellwach werden ließ. «Det schwimmet zwee!» schrie er aus Leibeskraften. Wir rasten an Deck und schauten in die angegebene Richtung. Und tatsächlich. Steuerbord voraus trieb ein kleines Boot auf den Wellen, in welchem zwei verzweifelt wirkende Gestalten sichtbar waren. Ich rannte auf das Bootdeck, um den Alten aus der Koje zu holen. Der wachhabende Matrose hatte dies aber schon besorgt und Kapitän W. stürzte, nur mit Hose und Unterhemd bekleidet, auf die Brücke.

Unterdessen hatten wir das kleine Ruderboot aber bereits passiert und schon drohte es, hinter den hochgehenden Wellen zu verschwinden. Mit allen zur Verfügung stehenden Feldstechern hielten wir Aussicht, denn es ist sehr schwer, einen Gegenstand auf dem Meere wieder zu finden. In einem großen Bogen fuhren wir in die Nähe des Bootes. Die beiden Männer arbeiteten wie wild mit ihren Riemen, um gegen die Wellen anzukommen, welche die Fußschale einen wilden Tanz aufführen ließen. Die Matrosen hatten in der Zwischenzeit die Ladetüren bei Luke drei klar gemacht, damit wir das Boot nachher an Deck hieven könnten. Ein paar von uns ließen die Lotsentreppe an der Bordwand hinunter. Das Aussetzen eines unserer Rettungsboote war nicht nötig, da die

zwei Schiffbrüchigen noch so weit bei Kräften waren, daß sie langsam aber sicher an die Bordwand heran rudern konnten. Endlich waren sie längsseits. Ein Matrose stieg in das Boot hinunter, um es zum Aufziehen an Deck klar zu machen. Die beiden Insassen kletterten die Lotsentreppe hoch und setzten sich vorerst einmal erschöpft nieder.

Die zwei ungefähr dreißigjährigen Männer, die mit ihren Bartstoppeln und den wirr in die Stirne hängenden Haaren höchst verwegen aussahen, gehörten zur Besatzung eines spanischen Fischdampfers. Sie hatten an der afrikanischen Küste gefischt. Ihre Köder hatten sie an langen Leinen ausgelegt. Eine der Leinen war gerissen und deshalb wurden die zwei Fischer ohne Nahrungsmittel und ohne jegliche Signalmöglichkeit im kleinen Ruderboot ausgesetzt. Ihre Aufgabe war es, die eine Schwimmboje, an der die Fischleinen befestigt waren, zu suchen und sicher zu stellen und dann zu warten. Der Fischdampfer selbst fahndete nach der andern Boje und wollte darauf die zwei Ausgesetzten wieder holen. Als die beiden ihre Aufgabe gelöst hatten, ließen sie einen an einer Schnur hängenden Stein einige hundert Faden in die Tiefe. Dieser Stein sollte ihnen als Anker dienen. Dann harrten sie geduldig der Dinge, die kommen sollten. Aber es wurde Nacht und weit und breit war kein Fischdampfer zu sehen. Auch am andern Tag tauchte das Mutterschiff nicht auf. Langsam dämmerte den Männern, daß sie trotz ihres Ankers abgetrieben sein mußten. Vier Tage und vier Nächte hatten sie draußen verbracht, als wir sie aufnahmen. Keine Nahrungsmittel, kein Wasser, absolut nichts hatten sie. Zudem war das Wetter noch schlecht geworden, sodaß sie vollkommen durchnäßt und durchfroren nichts anders tun konnten, als sich in ihr Schicksal zu ergeben.

Während die Fischer dem Kapitän und mir – ich diente als Dolmetscher – das Notwendigste erzählten, damit der Funker telegraphisch die Landstationen benachrichtigen konnte, daß die bestimmt als vermisst Gemeldeten gefunden worden seien, brachten die Matrosen und die Maschinenleute trockene Kleider und Pantoffeln herbei, die Stewards fuhren Rotwein auf und aus der Küche wurden Spiegeleier gebracht. Das erste, was die beiden Spanier sahen, war der Wein, und nachdem sie sich daran gütlich getan hatten, lebten sie sichtlich auf. Dann aßen sie sich satt und legten sich schlafen.

Aber schon am Abend kamen sie, frisch gewaschen und rasiert, in die Messe herunter und kein Mensch hätte ihnen angesehen, daß sie vor ein paar Stunden noch um ihr Leben gezittert hatten. Wir bestürmten die beiden natürlich mit Fragen. Vor allem wollte es uns nicht in den Kopf gehen, daß man heute noch mit derart primitiven Mitteln fische. Keine Signalraketen, keine Rettungsgürtel, keinen richtigen Anker, keinen Notproviant, überhaupt nichts hatten die zwei in ihrem Boot, das ihnen eine gewisse Sicherheit gegeben hätte. Aber auf alle derartigen Fragen hatten die zwei nur die eine Antwort: das sei eben schon immer so gewesen und wenn das Meer einen haben wolle, so nützen die modernsten Rettungsmittel nichts.

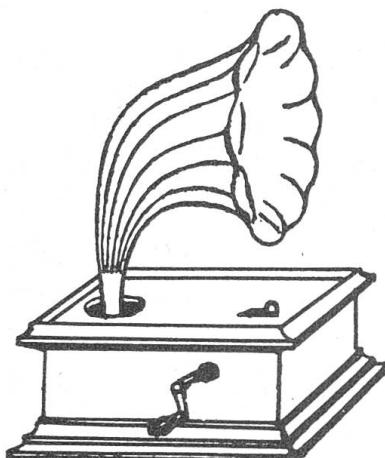
«Immerhin», meinte der eine, «für meine sechs Kinder zu Hause wäre das schlimm geworden, aber, Gracias a Dios, ist es wieder einmal gut gegangen.»

Das «wieder einmal» fiel uns auf und so wollten wir wissen, ob sie denn schon mehrmals schiffbrüchig gewesen seien. Ja, antwortete der eine, er selbst sei dreimal in einer solchen Lage gewesen und sein Kollege habe es schon fünf Mal mitgemacht.

Zwei Tage später liefen wir Las Palmas an. Die Hafenbehörden standen schon bereit. Wir fuhren in den Hafen ein, setzten die zwei Geretteten samt ihrem Boot an Land und eine Stunde nachher dampften wir bereits wieder mit voller Kraft Europa zu.

* * *

Die Vagantenzeit ist vorbei. Ich sitze wieder da, von wo ich fortgegangen bin. Und ich bin zufrieden dabei. Oft regt sich zwar der Wunsch in mir, es vielleicht doch noch einmal zu versuchen. Vor allem, wenn etwas nicht wie am Schnürchen geht. Dann aber kommen mir die vielen «Leerläufe» wieder in den Sinn und im Nu ist der Wunsch nach der Seefahrt verschwunden. Gewiß, es war die sorgenfreieste Zeit meines Lebens, aber es gab dabei einfach zu viele Stunden, Tage, sogar Wochen, wo nichts, aber auch gar nichts passierte. Der Gedanke an diese Leere hilft mir immer wieder über die Schwierigkeiten weg, die sich an Land oft vor mir auftürmen. Das Leben wird erneut erträglich und ich fühle mich in der Heimat wieder wohl.



aus Erlebnissen um Erfindungen

«AUSSICHTSLOS»

«Wir raten Ihnen dringend ab, in dieser Sache noch weitere Aufwendungen zu machen, denn sie ist aussichtslos!» Das stand in einem Brief, den eine sehr bedeutende schweizerische Zementfabrik dem schweizerischen Lizenznehmer der heute allgemein bekannten Kraftpapier-Säcke geschrieben hat.

Die Einführungsschwierigkeiten dieser Kraftpapier-Säcke in der Schweiz schienen fast unüberwindlich zu sein. Die Verbraucherkreise waren von solchem Mißtrauen erfüllt, daß sie im Einkauf allergrößte Zurückhaltung zeigten. Erschwerend war vor allem auch noch, daß die

SBB die Übernahme von Fracht, die in derartige Säcke abgefüllt war, zum Bahntransport ablehnte.

Der Zweite Weltkrieg beseitigte die bisherigen Einwände fast schlagartig. Als Jutesäcke nur noch schwer und zu hohen Preisen erhältlich waren, kam für die Einführung der Kraftpapier-Säcke die große Zeit. Heute gibt es Zementfabriken, die täglich über 10 000 solcher Säcke brauchen, und Großfirmen machen Jahresabschlüsse, die in die Millionen gehen.

Ernst Hablützel